

Gedenktafel für Heinz Brandt – besser als ein Stolperstein

Hier in dem Haus habe ich – fast von Geburt an – acht Jahre lang ziemlich glücklich und zufrieden mit meinen Eltern und Geschwistern gelebt. Der große Innenhof war ein formidabler Abenteuerspielplatz. Auch auf der Straße konnten wir frei spielen, es gab ja fast keine Autos. Und der Kissingenplatz nicht weit von hier war eine mit vielen Sträuchern bepflanzte geschlossene grüne Insel, ein prima Versteck.

Uns ging es in den 50er Jahren recht gut – so glaubten wir. Die Eltern hatten verantwortungsvolle Arbeit. Mein Bruder und ich sangen bei den „Piepmätzen“ im Rundfunkchor. Nur im Kindergarten ging es sehr unangenehm streng zu. In der Schule gab es auch – heute unvorstellbar – strenge Regeln, aber das war schon als „der Ernst des Lebens“ weniger schmerzlich.

Wir wurden überzeugte Junge Pioniere und fuhren gerne ins Pionierlager. Mit den Eltern machten wir schöne Reisen nach Lychen, an die Ostsee oder in den Harz. Wir mussten oft in langen Schlangen nach Obst anstehen, und wenn wir an die Reihe kamen, war manchmal nichts mehr da. Aber wir kannten den Vergleich mit Westberlin ja nicht. Uns ging es gut.

An einem sonnigen Sonntag, Omas Geburtstag, gingen wir erst zum Feiern mit den Großeltern und dann sollte es einen Ausflug ins Grüne geben – zum ersten Mal nach Westberlin, einfach so mit der S-Bahn. Erst dort erfuhren wir Kinder: Wir bleiben im Westen! Auf einmal war alles falsch, was wir früher für richtig gehalten hatten.

Noch keine neun Jahre alt, wusste ich ja nicht, dass unser Vater unter den Nazis als Kommunist und als Jude verfolgt war, im Zuchthaus Brandenburg und den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald überleben musste und was das bedeutete.

Davon erzählten die Eltern uns Kindern nichts.

Wenn wir gewusst hätten, dass er nach der Befreiung in Buchenwald am 11. April 1945 sich als Kommunist natürlich in den als kommunistisch geplanten Teil Deutschlands, nach Berlin auf den Weg gemacht hatte, um mitzuwirken am Aufbau einer antikapitalistischen Gesellschaft.

Wenn wir gewusst hätten, dass die von Stalin aus dem Moskauer Exil nach Berlin geschickten Parteileute einen demokratischen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess nicht nur nicht duldeten, sondern mit brutaler Härte verfolgten.

Wenn wir gewusst hätten, dass der Antisemit Stalin jüdische Kommunisten als gefährliche Gegner seiner Parteilinie verfolgen ließ und so viele ermorden ließ – wie unseren Onkel Richard 1938.

Wenn wir also gewusst hätten, dass der sogenannte „Antifaschismus“ der DDR nur für auf der herrschenden Linie loyale Kommunisten galt. „Die Partei hat immer Recht!“

Wenn wir gewusst hätten, dass unser Vater schon Anfang der 50er Jahre gelistet wurde als von der Staatssicherheit zu observierender illoyaler Abweichler und durchaus nicht nur die neuerliche Inhaftierung, sondern auch wieder – als Jude – um sein Leben fürchten musste. Dabei war er gar nicht mehr jüdischen Glaubens – nein: Wie bei den Nationalsozialisten zählte Herkunft, nicht der Glaube.

Wenn wir auch nur geahnt hätten, dass unsere neue Deutsche Demokratische Republik von Misstrauen, Bespitzelung, Denunziation und Verfolgung Anders-denkender durchzogen war.

Dann wären wir im September 1958 vielleicht gerne und freiwillig in den Westen gegangen – aber dann hätten wir uns als Kinder bestimmt verplappert oder auffällig verhalten und hätten die Flucht der Familie in die – vermeintliche – Sicherheit möglicherweise gefährdet.

Am 16. Juni 1961 war die Freiheit unseres Vaters allerdings schon wieder vorbei. Die Staatssicherheit war auch in Westdeutschland aktiv und ahndete Abweichung von der einzig zugelassenen „Wahrheit“ der DDR mit brutaler Gewalt. Unser Vater wurde aus Westberlin nach Ostberlin gewaltsam entführt – unter Mitwirkung eines IG-Metall-Kollegen, der in unserer Frankfurter (Main) Wohnung genau über uns wohnte – so, als gäbe es keine Gesetze.

Bis 1964 wuchsen wir ohne Vater auf. Das macht traurig und wütend und am Ende auch stolz auf seinen Mut und seine Unbeugsamkeit.

Auch in der westdeutschen Bundesrepublik hielt er Kritik nicht zurück – auch im Kontext seiner Arbeitsstelle: Er kritisierte den Verkauf von U-Boot-Blaupausen an das Südafrikanische Apartheidregime. Das gefiel den Metallern gar nicht. Er kritisierte die Notstandsgesetze und den Nato-Doppelbeschluss, den die SPD mitverantwortete. Er kritisierte die Errichtung von Atomkraftwerken, denn das barg alles ein höheres Kriegsrisiko. Die Berliner IG Metall forderte deshalb seinen Ausschluss aus der Gewerkschaft.

Auch bei den Grünen wandte er sich gegen eine von ihm erlebte „linkssektiererische“, also einseitig blinde Positionierung: Friedensbewegung durfte nicht an der Grenze zur DDR aufhören. Für ihn gab es keine guten neben den bösen Armeen. „Nie wieder Krieg!“ hatte er geschworen. Das war ihm viel wichtiger noch als der Sozialismus.

Die Bedrohung der Familie, die Flucht und weiteres Nachtreten des DDR-Regimes haben etwas mit uns allen in der Familie gemacht: Vorsichtig sein! Ich bin zwar beruflich nach 1993 bis 2015 nach Pankow zurückgekehrt, aber ich habe ein nach wie vor schwieriges emotionales Verhältnis zu meiner ersten Heimat, eine Mischung aus Wohlgefühl und der alten Angst, falsch zu liegen, aus schöner Erinnerung und Vermeidung.

Ich habe lange gebraucht, dieses Haus und den Innenhof noch einmal aufzusuchen. Danke für die Ehrung unseres Vaters und die Gelegenheit für die – ganz vorsichtige – Annäherung!

Noch eines: Es ist schade, wie der Kissingenplatz heute aussieht!